

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 4 (1942)
Heft: 7

Artikel: Volkstümliches Leben in früherer Zeit
Autor: Wackernagel, Hans Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861077>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FÜR DIE HEIMAT

JURABLÄTTER VON DER AARE ZUM RHEIN

4. Jahrgang

1942

7. Heft

Volkstümliches Leben in früherer Zeit.

Von Hans Georg Wackernagel.

Das volkstümliche Leben einer immerhin ganz ansehnlichen Stadt wie Basel ist in früherer Zeit zu reich und zu vielfältig gewesen, als dass davon in ein paar Worten ein nur einigermaßen vollständiges und wahres Bild entworfen werden könnte. Es sollen deshalb nur einige Bemerkungen mehr grundsätzlicher Art gemacht, bloss einige Einblicke in das eröffnet werden, was hier wichtig und bezeichnend erscheinen dürfte.

Gehen wir an unsern Gegenstand vom volkskundlichen Standpunkt heran, so erhebt sich gleich die Frage, was in der Volkskunde unter «Volk» zu verstehen sei. Die Antwort bereitet — wenn man nicht einfach auf sein Gefühl abstellen will — einiges Kopfzerbrechen; sie kann m. E. überhaupt nicht völlig befriedigend gegeben werden. Immerhin kommt man der Wahrheit noch am nächsten, wenn man für die volkskundliche Betrachtungsweise — selbstverständlich ohne jeglichen politischen Hintergedanken — die gesamte Bevölkerung in zwei Teile sondert, nämlich in eine Ober- und in eine Unterschicht. Der Oberschicht gehören jene Menschen und Menschengruppen an, deren Leben vorwiegend auf Eigenständigkeit des Individuums zielt, deren Sinnen und Trachten dann abgewandt der Tradition vornehmlich das Verstandesmässige und das Neue anzustreben pflegt. (Es sei hier ausdrücklich auf die vortrefflichen Ausführungen von Richard Weiss zum gleichen Problem in «Schweizer Volkskunde» Bd. 31, 48 ff aufmerksam gemacht). Die Unterschicht dagegen, im volkskundlichen Sinne, bilden die zahlenmässig weit grösseren Bevölkerungsteile, bei denen vorwiegend die Mächte der Ueberlieferung das Dasein formen. Diese Unterschicht ist — sich selbst meist unbewusst — Trägerin dessen, was wir als Volkskultur oder als das Volkstümliche schlechthin bezeichnen. Mit den Sitten und Bräuchen einer solchen Unterschicht beschäftigt sich die Volkskundeforschung vorzugsweise, während der Oberschicht die gleiche Forschung nur gelegentlich ihre Aufmerksamkeit widmet.

Gewiss mutet einem eine derartige Aufspaltung des Volkes in eine Ober- und eine Unterschicht auf den ersten Blick etwas roh und gewaltsam an; sie sollte aber deswegen nicht missverstanden werden. Vor allem enthält die Zweiteilung kein Werturteil in irgend einer Richtung. Für den echten Volkskundler bedeutet die Unterschicht in der eben angedeuteten Begriffsbestimmung keineswegs etwas Geringwertiges oder gar Verächtliches. Ganz im Gegenteil werden alle Freunde der Volkskunde die traditionsgebundenen Lebensäusserungen der Unterschicht stets mit Ehrfurcht und Liebe betrachten, ganz gleich wie wieder andere Forscher die Erkenntnis der mehr indi-

vidualistischen Kulturäusserungen der Oberschicht sich zum Ziele gesetzt haben. Halten wir also an der Zweiteilung, solange nichts besseres gefunden werden kann, der Klarheit und Eindeutigkeit wegen fest, umso mehr als eine solche Scheidung des Volkes in früheren Zeiten sich schärfer abzeichnete als heute.

Gerade in Basel hat schon vor Hunderten von Jahren ein wirklich unbefangener und trefflich beobachtender Italiener eine Zweiteilung der Bevölkerung deutlich wahrnehmen können. Es war das Aeneas Silvius Piccolomini, der nachmalige Papst Pius II., der während des Konzils in den 1430er Jahren diese Stadt aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. Schon nach dem äusseren Anblick schied sich, wie Aeneas Silvius meldet, die Bewohnerschaft Basels in zwei deutlich getrennte Welten. Auf der einen Seite standen die Adeligen, die Behörden und die Reichen unter den Bürgern. Sie gingen elegant gekleidet einher, einige wenige in Purpur, die meisten in schwarzen Tuchgewändern. «Coetera multitudo», die ganze übrige Volksmenge dagegen lief schmutzig und zerrissen herum und hüllte sich meist in billige Linnenkleider. Der Italiener hat nicht falsch beobachtet. Ganz ähnlich zerlegen auch zuweilen alte Schriftstücke die Gesamtheit der Bevölkerung in zwei Teile, in eine Ehrbarkeit, was etwa unserer volkscundlichen Oberschicht entsprechen dürfte, und in arme Leute, Knechte, Gesellen, eben eine Unterschicht.

Wenn hier lediglich zum volkstümlichen Leben einer vergangenen Epoche einige Bemerkungen gemacht werden, so soll das selbstverständlich nicht heissen, als ob echte volkscundliche Lebensart in moderner Zeit gar nicht mehr vorkäme. Vielmehr verhält es sich doch so, dass auch in heutigen Tagen lebendige Volkskultur allenthalben zu treffen ist. Volkskultur blüht, wenn wir das schweizerische Vaterland ins Auge fassen, nicht nur in abgelegenen Talschaften, etwa des Wallis, Graubündens oder des Tessins. Wir denken da an manch seltsame Bräuche bei Fest und Arbeit, an farbigbunte Trachten, an höchst altertümliche Bauweisen usw. Weit weniger sinnfällig, aber auf andere Art wiederum recht kräftig und stark, lebt volkstümliches Wesen auch in zugänglichen Gegenden, nicht zuletzt in den vielen Städten und Städtlein unseres Landes. Dafür, für Sitte und Brauch der heutigen Schweiz, wird in absehbarer Zeit der Atlas der schweizerischen Volkskunde, den die gleichnamige Gesellschaft herausgibt, anschauliche und reiche Wegleitung bieten. Allerdings hebt sich das moderne Volksleben von dem der früheren Zeiten zur Hauptsache doch wiederum scharf ab. Nicht allzuviel Fäden verbinden alte und neue volkstümliche Lebensweise.

Vergegenwärtigen wir uns, dass seit dem beginnenden 16. Jahrhundert Grundlagen und Ziele des menschlichen Daseins sich unablässig und unaufhaltsam gewandelt haben. Es wurden zweifellos in den letzten vierhundert Jahren die menschlichen Existenzformen weit stärker verändert als je zuvor in der Menschheitsgeschichte. Die allerletzten und wahren Ursachen der gewaltigen Umwandlung in neuer Zeit liegen verborgen. Sie sind darum schwer zu erkennen und noch schwieriger zu deuten. Die Erscheinung als solche indessen steht einigermaßen klar vor unsern geistigen Augen. Ganz allgemein gesehen sind das bewusste Sichabwenden von altüberkommener Tradition und der Glaube an den Fortschritt wesentliche Merkmale. Stich-

worte und ganz kurze Angaben allein schon vermögen eindeutig zu sagen, um was es hier im einzelnen geht. Zu nennen wären zunächst fürs 15. bis 17. Jahrhundert so tiefgehende Bewegungen wie Renaissance, Reformation und Gegenreformation, sodann das Aufkommen des modernen Machtstaates mit all seinen Begleiterscheinungen, schliesslich die Europäisierung neu erschlossener Länder, die Erweiterung des Weltbildes überhaupt. Zu Ende des 18. Jahrhunderts bricht mit erhöhter Wucht endgültig das aufklärerisch Neue und das alte Wesen Verdrängende sich Bahn in all dem, was mit der französischen Revolution im Zusammenhang steht. Als Folge einer solchen revolutionären Erschütterung ergibt sich auf fast allen Gebieten des menschlichen Daseins eine völlig neue Lebensform, die nach 1800 ständig anwachsend um sich greift und alles andere in ihren Bann zieht. Als Maschinenzivilisation hat man schon ganz treffend diese neue Kultur der Menschheit bezeichnet, deren Kehrseite mit all ihrem Krieg und Elend wir heute bis zur Neige kosten müssen.

Im Grossen und Ganzen gesehen nahmen die Bewegungen, von denen eben die Rede war, zumeist von einer fortschrittlichen und vernunftmässig rational eingestellten Oberschicht ihren Ausgang, um aber bald, je nach Zeit und Umständen, schneller oder langsamer in die breiten Volkskreise einzudringen und diese gründlich umzuformen. Damit löste sich, volkscundlich gesprochen, allmählich die Unterschicht aufs weitgehendste von Traditionen ab, die vorher durch Jahrtausende in Freud und Leid gegolten hatten. So konnte es kommen, dass heute fast allenthalben in der Welt zwischen altem und neuem Volksleben ein tiefer Einschnitt, eine Zäsur besteht. Ob die alte Zeit besser oder schlechter als die moderne war, — wir sehen jetzt ganz vom Kriege ab — ist schwer zu entscheiden; jedenfalls war sie ganz, ja fast unvorstellbar anders.

Freilich sollte wiederum nicht verschwiegen werden, dass sich manches Alte, z. B. in Sitte und Brauch, das der Epoche vor der französischen Revolution entstammt, bis in das heutige Zeitalter der Maschinenzivilisation hat hinüber retten können. Das darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass unendlich viel mehr an altem volkstümlichem Kulturgut in den letzten hundert Jahren verloren gegangen, als erhalten geblieben ist. Das neue Volksleben, auch wenn es folkloristisch noch recht bemerkenswert erscheint, wenn es schöpferisch, echt und gut ist, geht zu weitaus grösstem Teil nach Gesetzen vor sich, die letzten Endes in der modernen technischen Zivilisation und in irgendwie aufklärerischer Gedankenwelt wurzeln.

Nehmen wir nur das volkstümliche Leben zu Basel aufs Korn, so fällt der so wichtige trennende Einschnitt zwischen altem und neuem Wesen etwa in die Jahre 1860 bis 1880. Sinnfällig wird der Einschnitt u. a. durch das schier lawinenartige Anwachsen der Bevölkerung. Dadurch wird der uralte, der durch die Stadtbefestigungen gegebene Lebensraum, der viele Jahrhunderte hindurch genügt hatte, für immer gesprengt. Neue Quartiere mit ihren zahlreichen Fabriken entstehen und verändern das Antlitz der alten Stadt teilweise bis zur Unkenntlichkeit. Es fallen die Reste der noch aus dunklem Mittelalter entstammenden Zunftverfassung in den 1870er Jahren usw.

Hand in Hand mit dem sichtbaren Wandel aller materiellen Daseinsformen, der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten, ändert



Schwerttanz eidgenössischer Soldaten, vermutlich in Basel. Um 1560.

Historia Olai Magni, 1567.

sich, vielleicht weniger merklich, deswegen aber nicht weniger tiefgehend, das einstige Bild volkstümlichen Lebens, das an die Ueberlieferung gebundene Gemeinschaftsdasein der städtischen Bevölkerung. Es schwinden für alle Zeiten weitaus die Mehrzahl jahrhundertlang geübter Sitten.

An der Umformung des Volkes zu neuer traditionsloser Lebensweise hat von alters her auch die Schule grossen Anteil gehabt; ziemlich weitgehend schon von der Reformation an und entscheidend dann seit der Zeit der französischen Revolution, die ja auch die Zeit pädagogischer Geistesgrössen wie Rousseau und Pestalozzi ist. Die Umwandlung breiter Schichten geschah einmal, indem die Schule aus verschiedenen, in ihrer Art übrigens durchaus verständlichen Gründen, die Jugend vom alten Brauchtum nachdrücklich wegdrängte — wobei gerade bemerkt werden darf, dass ehemals altehrwürdige Sitten oft weniger bei den alten Leuten als von der Jugend mit Zähigkeit und Liebe festgehalten und gepflegt wurden. Ausserdem förderte die Schule durch Vermittlung des Lesen- und Schreibkönnens eine geistig-rationale und verstandesmässig-fortschrittliche Lebenshaltung, die in schroffem Gegensatz zur alten schriftlosen Volkskultur stand.

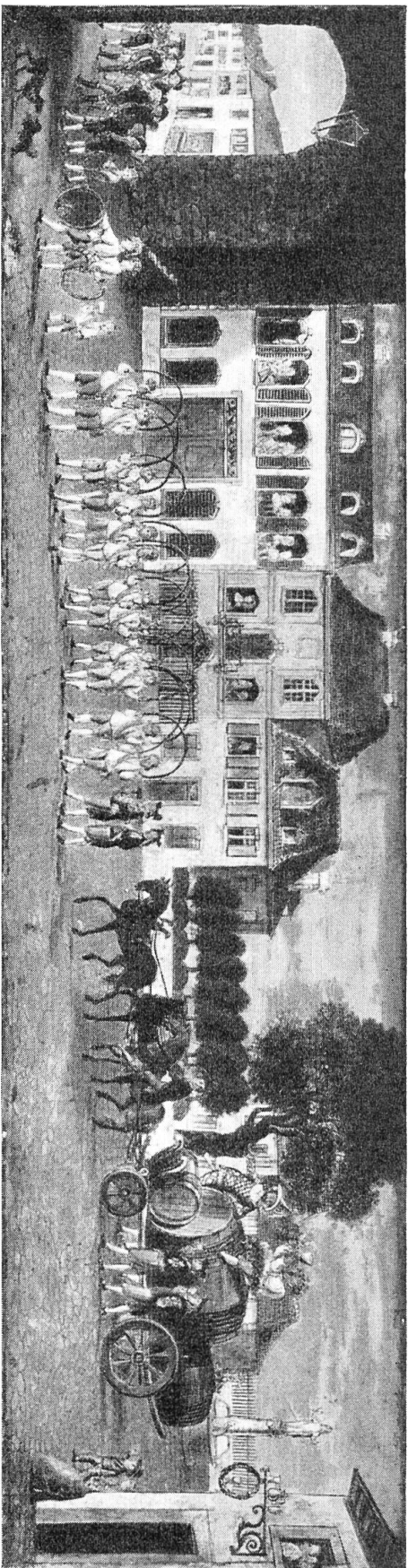
Wenn man von Ausnahmen absieht, bestanden nämlich die unteren Volksschichten Basels, so gut wie jeder andern Schweizerstadt, im Mittelalter durchwegs aus Analphabeten. Das zeigt sich z. B. besonders deutlich darin, dass die Erlasse der Regierung durch Ruf, d. h. durch Ausrufen in der Stadt, der Bevölkerung kundgetan werden mussten. Erst gegen Anfang des 16. Jahrhunderts, als im Zusammenhang mit Humanismus und Reformation einige Schulbildung auch bei weiteren Kreisen einzusetzen begann, durfte die Obrigkeit es wagen, auf schriftlichem Wege, z. B. durch gedruckte Mandate, ans Volk zu gelangen; was natürlich nicht heisst, dass damals alle, sondern nur ziemlich viele Basler lesen konnten.

Der Analphabetismus weiter Volkskreise, der bei der kulturgeschichtlichen Beurteilung nicht nur des alten Basel, sondern der mittelalterlichen Welt überhaupt stets in Rechnung zu stellen ist, darf indes nicht als Besonderheit früherer Epochen angesehen werden. In der Antike, bei Griechen und Römern, verhielt es sich in dieser Beziehung bekanntlich ganz anders.

Dort war, wie aus unzähligen Zeugnissen mit Klarheit hervorgeht, das Schreiben- und Lesenkönnen ganz allgemein verbreitet. Denken wir einmal an das alte Athen! Dort gab es ja Volksabstimmungen, die mit Schriftunkundigen gar nicht hätten durchgeführt werden können. Beim athenischen so berühmten Scherbengericht, beim sogenannten Ostrakismos, musste nämlich jeder athenische Bürger den Namen desjenigen auf eine Scherbe schreiben können, den er aus der Stadt verbannt wissen wollte. Solche Stimmscherben aus einer längst verschwundenen Welt vor weit mehr als zweitausend Jahren sind erhalten. Ganz anders wie im viel spätern Mittelalter, wo sich der gemeine Mann im Notfall mit Kreuzchen und Strichelchen behalf, zeigen die athenischen Scherben ein wirkliches Schreibenkönnen des athenischen Bürgers von einst.

Es wäre sicherlich ganz angenehm, wenn man sich vom Dasein der untern Schichten in Basel vor etwa 1860 so ohne weiteres, ohne viel Mühe und Arbeit ein wahres und farbiges Abbild vor Augen zaubern könnte. Ein rascher Blick in ein paar landläufige Bücher und in einige leicht zugängliche Bilder sollte doch genügen, um sehen zu können, wie einst die vielen einfachen Leute in unserer Stadt gelebt, geliebt und gelitten haben. Aber, wenn man von wichtigen Ausnahmen — in Basel etwa die Abhandlungen von Paul Koelner — absieht, so geben sowohl bildliche als literarische Darstellungen in der Regel lediglich Auskunft über die Existenzformen der obern Schichten. Wird man für tieferes Erkennen einstiger volksmässiger Wirklichkeit von dieser Seite derart im Stich gelassen, so liegt der Gedanke nicht fern, dass hier die mündliche Ueberlieferung in die Lücke treten könnte. Wie wertvoll diese in vereinzelt Fällen auch sein mag, von Zeiten, die schon mehr als siebenzig und achtzig Jahre zurück liegen, liefert sie bloss ein verzerrtes und recht unklares Bild. Vielfältige Beobachtung hat nämlich mit aller Eindringlichkeit und Präzision gezeigt, dass bereits nach dreissig bis vierzig Jahren eine schriftlose Tradition die objektive Tatsächlichkeit früherer Vorgänge bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen pflegt. Das hängt übrigens weniger mit irgendwelcher lügenhaften Veranlagung der Menschen als mit deren verhältnismässig doch recht grosser Gedächtnisschwäche zusammen. Schliesslich bestünde zur folkloristischen Erkenntnis längst verflossener Epochen vielleicht noch die Möglichkeit, dass man aus heutigen Bräuchen, die einem gefühlsmässig alt und seltsam vorkommen, auf ehemalige Sitten schliessen könnte. Aber das Gefühl allein kann da ziemlich täuschen. Dafür einige Beispiele!

Wie lieb und vertraut, gleichsam von der Poesie einer guten alten Zeit umwittert, erscheint uns heute der Weihnachtsbaum in seinem Lichterglanz! Man möchte meinen, so und nicht anders sei es immer gewesen und geheimnisvolles Brauchtum aus fernen Tagen verkläre wenigstens ein Mal im Jahr mit seinem milden Scheine die heutige Trübsal. Doch lehrt hier genaue volkskundliche Betrachtung — der verdiente Basler Volkskundeforscher Paul Geiger hat hier grosse Verdienste, — dass entgegen unsern spontanen Gefühlen das Weihnachtsfest mit seinem Weihnachtsbaum bei uns gar nicht etwas besonders Altes ist. Vielmehr wird die weihnächtliche Feier in der heute uns geläufigen und liebwerten Form zu Basel erst etwa seit dem Ende des 18. Jahrhunderts begangen. In ganz alter Zeit, vor der Reformation,



Küferumzug in Basel.

Ende des 18. Jahrhunderts.

Strassenbild aus der St. Johannvorstadt mit Küferumzug. Nach einem Oelbild von Franz Feyerabend (1755-1800). – Öffentliche Kunstsammlung Basel, Prof. J. J. Bachofen-Burckhardt-Stiftung.

Der Küferumzug bewegt sich durch die St. Johannvorstadt. An der Spitze des Zuges schreitet die Musik, die sich eben unter dem St. Johann-Schwibbogen befindet. Es folgen ein Knabe mit Reif, zwei Reifschwinger, ein Knabe mit Schlägel, zwölf Reiflänzer und zwei Zunftvorgesetzte. Den Schluss bildet der von drei Pferden gezogene und mit Fässern beladene Wagen mit Bacchus und Harlekin.

Dem Wagen zur Seite schreiten je zwei Zunftvorgesetzte.

feierte man in Basel Weihnachten sogar durch Maskereien, die an Wildheit und Ungestüm hinter fastnächtlichem Mummenschanz in nichts zurückstanden.

Umgekehrt gibt es wiederum Aeusserungen volkstümlichen Lebens in moderner Zeit, bei denen man eigentlich das ganz bestimmte Gefühl hat, es handle sich dabei um etwas Neues ohne längere Vorgeschichte. Hieher gehören z. B. die Jugendfeste, wie sie in verschiedenen Städten und bei uns in verschiedenen Stadtquartieren noch immer abgehalten werden. Wer würde heute diesen harmlosen und friedfertigen Feiern der Schuljugend ihre wahren, ganz andersartigen Ursprünge rein gefühlsmässig ansehen? Aus ganz sichern schriftlichen Zeugnissen geht nämlich einwandfrei hervor, dass letzten Endes die heutigen baslerischen Jugendfeste in direkter Folge auf die uralten und brauchtümlichen Umzüge der bewaffneten und mannigfach maskierten kriegerischen Jungmannschaft zurückgehen. Solche Umzüge, die noch im 18. Jahrhundert mit den sich daran anschliessenden Maskenbräuchen zwei bis drei Tage dauern konnten, wurden jeweilen zur Fastnachtszeit vor allem durch die ledigen Burschen Klein-Basels und der verschiedenen Vorstädte Gross-Basels durchgeführt. Nicht zufällig, sondern mit einer aus altem Herkommen bedingten Regelmässigkeit pflegte das kriegerische Maskentreiben in gar nicht harmlosen Kämpfen und blutigen Schlägereien zu gipfeln. Auch kam es bei solchen Umzügen der ledigen Burschen oder Knaben zu manch andern überaus derben Unanständigkeiten. So wild, urwüchsig und roh sahen also ehemals die Ursprünge der heutigen Basler Jugendfeste aus, wo man im Verlass auf sein Gefühl gewiss auf viel Harmloseres und Zahmeres geschlossen hätte.

Zusammenfassend möge man sich also merken, dass, von Ausnahmen abgesehen, die Darstellungen fehlen, die uns eine einigermaßen richtige Vorstellung vergangenen volkstümlichen Lebens zu vermitteln vermögen, und der mündlichen Ueberlieferung und gar der eigenen Beobachtung ist entweder gar nicht oder nur mit Vorbehalt zu trauen.

Zum wirklichen und richtigen Erschauen der ehemaligen volksmässigen Daseinsformen vermag man m. E. nur durch die Kenntnis und Vertrautheit mit den gleichzeitigen Schriftquellen zu gelangen. Durch ihre Objektivität und durch ihr Alter stehen da an erster Stelle die schier zahllosen und meist ungedruckten Schriftstücke, wie sie als Urkunden und Akten vor allem auf den Archiven aufbewahrt werden.

Einige Schwierigkeiten dürfte freilich der Umstand bereiten, dass in den Archivalien die volkskundlich wirklich wertvollen Zeugnisse im Vergleich zu den ungemein zahlreicheren Nachrichten anderer Art, etwa über das Leben der Oberschicht, verhältnismässig spärlich und ganz unregelmässig vertreten sind. Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit kam eben die Welt des einfachen und traditionsgebundenen Mannes nur verhältnismässig selten und getrübt zur Aufzeichnung. Volksbräuche z. B. werden meist bloss deshalb urkundlich oder in den Akten festgehalten, weil sie von der strafenden Obrigkeit als Missbräuche angesehen wurden. So erfährt man denn aus den an und für sich wichtigen archivalischen Quellen wohl einigermaßen wahre, aber bei weitem nicht alle Nachrichten, die zur tieferen Kenntnis des alten, reichen Volkstums unbedingt notwendig wären. Vieles und Wesentliches, was einst das Volk zu Stadt und Land bewegte und seinem Leben bei Fest

und Alltag Inhalt verlieh, bleibt unsern Blicken für immer entschwinden. Man muss sich wiederum einmal mehr bescheiden und erfahren, dass menschliches Wissen gegenüber der ganzen und reinen Wahrheit sich als Stückwerk erweist. Gerade die relative Spärlichkeit von quellenmässigen Angaben über altes Volkstum zwingt zu sorgsamer Prüfung. Geht man nämlich bei der Benützung der archivalischen Quellenstücke nicht umsichtig und kritisch zu Werke, so können leicht Irrtümer vorkommen, die manchmal einer heitern Note nicht entbehren, wie folgendes Beispiel zeigen mag.

In einer sonst ganz ausgezeichneten Abhandlung über die bekannte Klosterkirche Klingental zu Basel kommt ein sehr angesehener, übrigens schon längst verstorbener Basler Gelehrter auf das Rechnungsbuch dieses Klosters aus dem 15. Jahrhundert zu sprechen und schreibt: «Selbst die kleinsten Ausgaben wurden von der Schaffnerin aufgeführt, so ist das Kaninchenfutter nie vergessen, und alljährlich erscheint ein Posten: der Kungen zu essen.» Das Kaninchenfutter erscheint da etwas sonderbar; denn Kaninchen wurden damals noch nicht als Haustiere gehalten. In Wirklichkeit sind mit diesen Kungen natürlich nicht «Küngeli» gemeint, sondern Könige, eben Künge in der oberdeutschen Sprache jener Zeit. Aber was sind nun das für Könige, die im Klingental einst regelmässig zu essen bekamen? Eine Notiz im gleichen Rechnungsbuch führt da weiter. Es heisst einmal: «Der drigen Kungen zu essen». Jetzt erscheint die Sache im richtigen Licht. Es sind die Könige die jungen Burschen, die sich nach uralter Sitte als die heiligen Dreikönige ausstaffierten und derart maskiert zwischen Weihnacht und dem 6. Januar, eben dem Dreikönigstage, heischend um Gaben, um Geld und Esswaren von Haus zu Haus zogen und sangen, wobei der Text des Heischeliedchens nicht viel anders gelautet haben mag als noch in neuerer Zeit:

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie suchen Herrn Jesum und hätten ihn gern.

Und zum Schluss das eigentliche Heischen der maskierten Sänger:

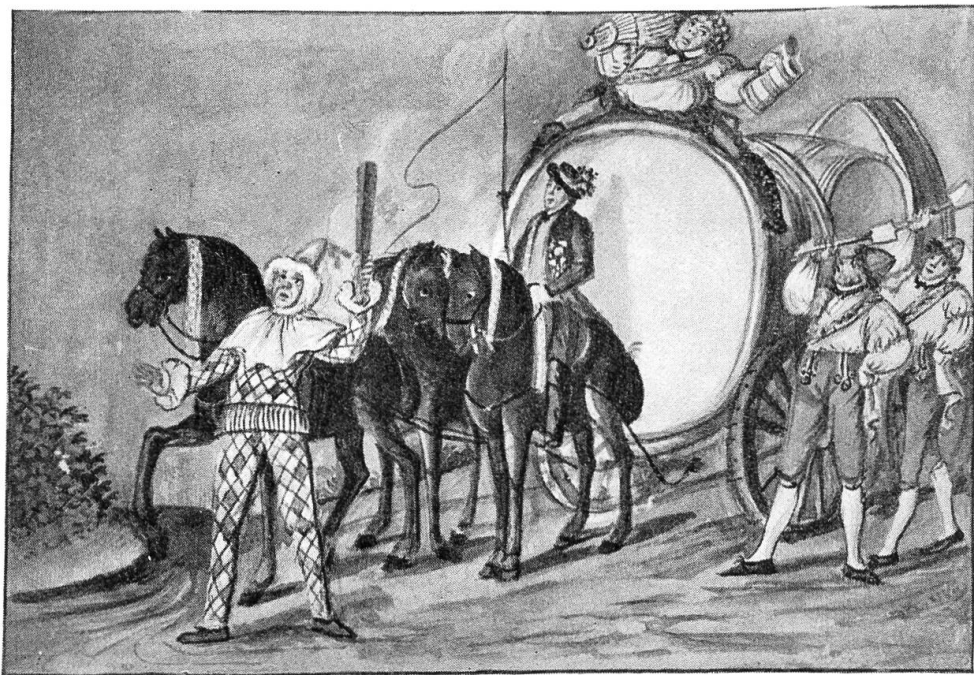
Wir nehmen nichts anders als Fleisch und Geld.
Für alle Gaben euch's Gott vergelt.

Das eben gegebene Beispiel lehrt zweierlei. Erstens erfahren wir, wie leicht Irrtümer bei unrichtigem Verständnis der Quellen sich einschleichen können und wie verhältnismässig aufschlussreich die Korrektur solcher Irrtümer zu sein vermag. Die von Poesie umspinnene Sitte des Dreikönigssingens wird fürs ganz alte Basel nämlich nur aus den eben angeführten Notizen aus dem Klingental mit Sicherheit nachgewiesen. Zum Zweiten bringt einem die Notiz zum Dreikönigssingen zum Bewusstsein, wie unscheinbar und klein die Mosaiksteinchen fast allemal zu sein pflegen, aus denen der Volkskundler das Gesamtbild ehemaligen volksmässigen Lebens zusammenzusetzen hat.

Anhand derartigen Quellenmaterials muss man also das Dasein der einfachen Bevölkerungsschichten des alten Basel betrachten. Es springt zunächst die bunte Vielfalt des altertümlichen Volkslebens in die Augen. Das kommt zum Wesentlichen daher, dass von vornherein die Bevölkerung unserer Stadt keine einheitliche, sondern eine vielfach zusammengesetzte war. Schon das älteste Geschehen in unserm städtischen Gemeinwesen zeigt kein einheitliches Gepräge. Basel hat sich nämlich im Mittelalter nicht — was ja an

und für sich möglich gewesen wäre — mählich wachsend aus einem einzigen Kern zu einer grössern Stadt entwickelt. Vielmehr wurde eine Anzahl vorhandener uralter Siedlungen oder Dörfer im Laufe der Jahrhunderte durch immer neue Ummauerungen zu einer Stadt zusammengefasst. Es begann zu Gross-Basel in grösserem Massstabe damit, dass Bischof Burkard von Asuel gegen Ende des 11. Jahrhunderts die Ansiedlung am Fusse des Münsterhügels, der sogenannten Burg, mit Mauern umgab. Den Abschluss der Entwicklung bildete, dass bereits bestehende Dörfer vor der innern Stadt durch Einbezug in einen weiten Mauerring im Laufe des 14. Jahrhunderts zu eigentlichen Vorstädten wurden. Und bei Klein-Basel, der mindern Stadt, ist zu sagen, dass einst an ihrer Stelle zwei Dörfer lagen, Ober- und Niederbasel. Erst durch die Mauerbauten im 13. Jahrhundert verwuchsen dann die beiden Dörfer zum richtigen Städtlein.

Die vielen Siedlungen, die so im Zeitenlaufe zu Gross- und Klein-Basel zusammenwuchsen, bargen eine recht verschiedenartige Bevölkerung, verschieden in ihrem Wirtschaftsgebahren, demgemäss sehr verschieden in ihrer Lebensart, in Sitte und Brauch. Es lebten in den verschiedenen Siedlungen Basels — wenn nur die volksmässigen Schichten gerechnet werden sollen, — möglichst zu festen Gemeinschaften geschlossen, Fischer, Rebleute, Ackerbauern, Hirten und vor allem Handwerker. Diese fünf Berufsarten gehörten ganz verschieden alten Kulturstufen an. Als älteste Schicht dürfen die Fischer gelten. Man denke daran, dass massenhaftes Vorkommen und reicher Fang von Fischen, vor allem von Salmen, wohl zuerst die Voraussetzung für grössere Ansiedlungen gerade am Rheinknie gegeben haben. Ähnlich den Fischern bildeten die Rebleute ein uraltes Bevölkerungselement. Gewiss ist der Anbau der Reben erst in verhältnismässig später Zeit — in den ersten Jahrhunderten



Gruppe aus dem Kufertanz zu Basel, 1806. Original im Staatsarchiv Basel.

unserer Zeitrechnung — von Bewohnern unserer Gegend übernommen worden. Diese Bewohner hatten aber vor Einführung des Rebbaus den Boden bereits ganz ähnlich als Hackbauern benutzt, d. h. durch eine Arbeitsweise, die von blosser Hand mit der Hacke geschah und die kulturhistorisch sicherlich älter ist als der eigentliche Ackerbau, die Bearbeitung des Bodens mit Zugtieren am Pfluge. So ist es geschichtlich wohl erklärbar, wenn dann später Fischer und Rebleute in der Vielfältigkeit volkstümlichen Lebens sich durch besonders altertümliche und eigenartige Bräuche ausgezeichnet haben; die Maskentiere des Vogel Greif und des Löwen sowie der Wildemann gehören in diesen Kreis.

Die überaus grosse Mannigfaltigkeit des Volkes und seiner Lebensweise, die, wie gesagt, schon in den ganz uneinheitlichen Ursprüngen der Stadt selbst begründet liegt, wurde im Laufe der Jahrhunderte noch verstärkt durch Basels rege Beziehungen zur nähern und weitem Umgebung. Was zunächst die nähere Umgebung anbetrifft, so darf Basel in früherer Zeit füglich als elsässische Stadt gelten. Der Sundgau mit etwa Altkirch als Mittelpunkt bildete Basels altes Hinterland. Nach Lebensart und Sprache besaßen einst besonders die etwas rauhen Bewohner der Spalenvorstadt elsässische Art in Sitte und Sprache. Und schon im 16. Jahrhundert erscheint im baslerischen Höhepunkt des Lebens, zur Fastnachtszeit, die bäuerliche Maskenfigur des elsässischen Waggis. Die Spuren solch alter und enger Verflechtung Basels mit dem oberelsässischen Lande zeigen sich ja heute noch in gewissen dialektischen Eigentümlichkeiten, die Basel mit dem Elsass gemein hat.

Werfen wir einen Blick auf die weitere Umgebung Basels oder besser gesagt auf die Gebiete, aus denen einst unablässig Zuzug nach Basel strömte, so kommen weniger die bäuerlichen Landschaften als vielmehr die Städte und Städtlein der Schweiz und Süddeutschlands in Betracht. Aus ihnen kamen vor allem Handwerker und Handwerksgesellen nach Basel, aus den Städtlein des südlichen Schwaben und Bayern z. B. die zahlreichen Schlosser- und Schmiedegesellen. Merkwürdigerweise hat der überaus starke Zuzug aus oft ziemlich fernen Städten die schon vorhandene Vielfalt mehr verstärkt, als sie in ihrer Zusammensetzung wesentlich verändert, verändert etwa nach einer volkhafte fremden Seite hin. Das mag zum Teil daher rühren, dass die Frauen, mit denen die fremden Ankömmlinge sich durch Heirat verbanden, sehr oft aus der Stadt selbst oder deren nächsten Umgebung stammten.

Es wundert weiter nicht, dass eine derart bunt zusammengesetzte Bevölkerung ehemals nicht als grosse, ungegliederte Masse dahinlebte. Vielmehr wickelte sich in vielen Dutzenden von Zünften, Bruderschaften und Gesellschaften die Existenz des alten Basler Volkes ab. In diesen Verbänden vor allem ist das echte volkstümliche Leben der alten Zeit zu suchen. —

Die hier gemachten Ausführungen sollten mehr allgemeiner, grundsätzlicher Art sein. Wollte man auf die einzelnen Sitten und Bräuche näher eingehen, so würde noch deutlicher, wie überaus seltsam und merkwürdig das volkstümliche Leben in Basel einst geblüht hat. Doch bei allem schier fremden Wesen, das jedem wirklich unvoreingenommenen Beobachter immer wieder auffallen muss, darf das alte Volk in einem uns heute noch Vorbild sein: in seiner Liebe zur Heimatstadt, durch seine Tapferkeit in den Stunden der Gefahr.